

Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Begründet von Emma Ihrer in Pankow bei Berlin.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter Nr. 2902) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 65 Pf. Jahres-Abonnement M. 2.50.

Stuttgart
Mittwoch, den 9. Juni
1897.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Clara Zetkin (Ehner), Stuttgart, Rothebühl-Strasse 147, III. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtwängler-Strasse 12.

Nachdruck ganzer Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Resolution, das Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen betreffend. — Deutsche Sozialreform. — Kritische Bemerkungen zu Genossin Brauns Vorschlag. X. Von Martha Rohlfach-Berlin. — Aus der Bewegung. — Das Stille. Von einer Herzin. — Feuilleton: Gewatter Tod. Von Henri Pontopidan. (Fortsetzung und Schluß.) — Prometheus. (Gedicht.) Von Goethe. — Kleine Nachrichten.

Resolution, das Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen betreffend.

In Erwägung:

daß die Proletarierin als Arbeiterin des freien Vereins- und Versammlungsrechts bedarf, um durch die Macht der Organisation bessere Arbeitsbedingungen zu erringen; daß die Proletarierin als Frau des freien Vereins- und Versammlungsrechts bedarf, um ihre politische Gleichberechtigung zu erkämpfen; daß die Proletarierin als Angehörige der ausgebeuteten und unterdrückten Klasse das freie Vereins- und Versammlungsrecht bedarf, um auf politischem Gebiete zusammen mit dem Manne ihrer Klasse für ihre volle Befreiung zu streiten;

in weiterer Erwägung:

daß es ein schreiendes Unrecht ist, der Frau mit dem unbeschränkten Vereins- und Versammlungsrecht auf politischem Gebiete die Möglichkeit vorzuenthalten, ihre Interessen im öffentlichen Leben genügend wahren zu können, während sie doch so gut wie der Mann unmittelbar und mittelbar zur Aufbringung aller staatlichen und gesellschaftlichen Lasten herangezogen wird;

in endlicher Erwägung:

daß die Frau als Mutter die Möglichkeit besitzen muß, sich in politischen Vereinen und Versammlungen aufzuklären, damit sie ihre Kinder zu freien, pflichttreuen Bürgern des Gemeinwesens und zu Kämpfern für die freiheitliche Entwicklung zu erziehen vermag;

fordern die am in versammelten Frauen und Mädchen:

Ein unbeschränktes, gesetzlich gewährleistetes Vereins- und Versammlungsrecht für Alle, ohne Unterschied des Geschlechts, das Gefinde und die Landarbeiterschaft inbegriffen.

Mit aller Energie protestieren sie gegen die preussische Vereinsgesetznovelle als gegen ein schmachliches Attentat auf die kümmerlichen politischen Freiheiten des Volkes.

Diese Novelle trägt den berechtigten Interessen der Frauen keine Rechnung, sondern behandelt sie als Unmündige. Sie zweckt darauf ab, der Proletarierin wie ihrer Klasse den Kampf für bessere Arbeitsbedingungen und Freiheit zu erschweren. Sie erhebt die Willkür zum Gesetz und bedroht das allgemeine Wahlrecht.

Die Versammelten erklären es deshalb für die Pflicht der Proletarierinnen, energig für die Vereitelung des verfassungswidrigen und gemeinschädlichen Vorstoßes der junkerlich-preussischen Reaktion zu kämpfen.

Die Arbeiterpresse wird um Abdruck gebeten.

Deutsche Sozialreform.

Wie zuversichtlich, wie triumphierend hoffnungsfreudig klopfte nicht voriges Jahr das Herz der matt- und vielfarbig schillernden Sozialreformer bürgerlicher Observanz. Der denkwürdige Streif

der Konfektionsarbeiter und -Arbeiterinnen hatte so grelle Schlaglichter auf das Glend proletarischer Frohn und proletarischer Lebenshaltung geworfen, daß selbst in gut bürgerlichen Kreisen ein Funken Mitgeföhls emporblitzte, daß allen bürgerlichen Parteien voran sogar die Nationalliberalen, die politischen Sachwalter des industriellen Großkapitals, zu Gunsten der betreffenden Arbeiterschichte ein bescheiden Maß gesetzlichen Schutzes forderten. Das „gute Herz“, die „wohlwollende Einsicht“ der bürgerlichen Welt, sie hatten sich glänzend als sozialreformatorisch treibende Mächte ersten Ranges bewährt; sie hatten die sozialistische Ansicht zerschmettert, daß auch betreffs der dringlichsten Gegenwartsreformen das Proletariat sein vornehmstes Vertrauen in die eigene Kraft, in den Kampf von Klasse zu Klasse setzen müsse. So und so ähnlich zwitscherte es in den überschwänglichsten Tönen im bürgerlichen Blätterwalde. Ein absichtliches Verkennen der edelsten Geföhle, eine neidgeborene Lästerung der besten Absichten ward es gescholten, daß die Sozialdemokratie so im Reichstag wie in der Presse und in Versammlungen unter Hinweis auf die bitteren Lehren der Vergangenheit Zweifel an dem ehrlichen Willen der Einen, an der Kraft des Vollbringens der Anderen bekundete. Die Zukunft, so frohlockte nicht bloß der breite Troß der vulgären kapitalistischen Klopfflechter, so frohlockte auch das Föhnlein der guten Menschen und schlechten Musfanten, werde diese Zweifel gründlich Lügen strafen.

Mehr als 365 Mal hat sich die Sonne geneigt, seitdem die bürgerliche Welt ihren brennenden Reformeifer für die dem Verelenden preisgegebene Konfektionsarbeiterschaft in gar rührenden Worten von den empfindsam geschürzten Lippen tropfen ließ. Die Zukunft ist Gegenwart geworden, Veltansende bleichsüchtiger, freudloser Näherinnen, Schaaren hohlwangiger, sorgengebeugter Arbeiter haben ihr entgegengearbeitet, gedarbt, gehofft in tagtäglich sich erneuernder Dual. Wie löst die Gegenwart die Verheißungen der Vergangenheit ein?

Nicht eilig fürwahr hatten es die bürgerlichen Gewalten, die versicherte Sympathie für die Konfektionsarbeiterschaft aus Worten in Thaten umzusetzen. Wohl erklärte der nationalliberale Reichstagsabgeordnete von Heyl in der Sitzung vom 12. Februar 1896, „daß wenn man die Enquete von 1887 genau und gründlich durchsieht, man zu der Ueberzeugung kommen muß, daß eine sofortige gesetzgeberische Hilfe nothwendig ist“. Trotz dieses Zeugnisses aus gewiß unverdächtigem Munde und dieses Hinweises auf ein gewiß unverdächtiges Thatfachenmaterial ward die gesetzgeberische Hilfe hinter den Abschluß einer neuerlichen Erhebung seitens der Reichskommission für Arbeiterstatistik vertagt. Und erst in den allerleinsten Wochen setzten die zaghaften Anläufe ein, der krassen Ausbeutung der Konfektionsarbeiterschaft durch die Gesetzgebung thatsächlich etwelche Schranken zu ziehen. Die Reichsregierung legte dem Parlament einen Gesetzentwurf vor, welcher durch eine Erweiterung der Gewerbeordnung und durch Abänderung des Krankenkassengesetzes die Lage der in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiterschaft etwas günstiger gestalten soll. Des Weiteren hat der Bundesrath durch Verordnung die Bestimmungen der §§ 135—138, 139—139b auf die Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion ausgedehnt.

Wenn die ausschlaggebenden Gewalten in Sachen der nöthigen gesetzlichen Hilfe mithin langsam, wie „Gottes Mühlen“ mahlen, so mahlen sie doch nichts weniger als „trefflich klein“; was sie

durch „Langmuth veräumt“, das holten sie nicht durch den „Zorn“ gründlicher Reformvorschläge wieder ein. Weit bleibt das, was verordnet und geplant ist, hinter den berechtigten und bescheidenen Forderungen der Konfektionsarbeiterschaft zurück.

Den zahlreichen, vielgestaltigen Ueberschneidungen, welchen Arbeiter und Arbeiterinnen bei den Lohnberechnungen ausgesetzt sind, soll vorgebeugt werden durch die Einführung von Lohnbüchern oder Arbeitszetteln, welche vor Uebernahme des einzelnen Auftrags Klarheit über die Lohnverhältnisse geben. Nicht berücksichtigt ist der vom bairischen Fabrikinspektor Dr. Wörishoffer in der Kommission formulierte Antrag, die geltenden Akkordlöhne in den Werkstätten und in den Räumen der Konfektionäre, wo Arbeiter verkehren, durch Anhängen von Tarifen bekannt zu geben. Nicht berücksichtigt ist die Forderung der Arbeiterschaft, die Meister zu verpflichten, auf den Arbeitszetteln die Löhne anzugeben, die sie selbst von den Unternehmern erhalten. Es fehlt die Verpflichtung der Unternehmer und Zwischenmeister, eventuell gelieferte Zuthaten und Werkzeuge den Arbeitern nicht höher als zum Selbstkostenpreis anzurechnen. Es mangelt vor allem das Verbot von Lohnabzügen ohne die Entscheidung eines einzusetzenden Spezialschiedsgerichts. Kurz, der Entwurf sieht gerade jene Maßregeln nicht vor, welche nach der Meinung der Konfektionsarbeiterschaft den wirksamsten Schutz gegen Ueberschneidung bei der Lohnberechnung bieten. Und doch hat der amtliche Bericht die in dieser Hinsicht vorhandenen schweren Mißstände unumwunden anerkannt.

Keine Vorsorge trifft der Entwurf, um Arbeiter und Arbeiterinnen gegen Zeitverräumnis, d. h. einen Ausfall an Verdienst beim Abholen und Liefern von Arbeit sicher zu stellen. Mit kühler Nichtachtung geht er an den einschlägigen Aussagen von Auskunftspersonen, geht er an den Feststellungen des Berliner Gewerbegerichts vorüber, laut deren der wöchentliche Zeitverlust von 29 Zwischenmeistern der Herren- und Knabenkonfektion insgesammt 119 Stunden betrug, also 7 Stunden pro Woche und Person, im einzelnen Falle 3—20 Stunden: 99 Heimarbeiterinnen der Branche gingen mit Abholen und Liefern 589 Stunden verloren, das ist 6 Stunden pro Person und Woche, im einzelnen Falle 2—18 Stunden. Welch' köstliche Poeten müssen nicht die Verfasser der Begründung des Entwurfs sein, welche mit den angezogenen Ziffern die Behauptung reimten: „Es können auch die über Verzögerungen bei der Empfangnahme und Ablieferung der Arbeit erhobenen Beschwerden nach dem Ergebnis der Erhebungen nicht als begründet erachtet werden.“

Daß die Löhne in der Kleider- und Wäschekonfektion „vielfach außerordentlich niedrig“ sind, das giebt die Begründung zu und findet es „bellagenswerth“. Trotzdem legt der Entwurf nicht jenen durchgreifenden gesetzlichen Schutz der Konfektionsarbeiterschaft fest — insbesondere durch Regelung der Heimarbeit —, welche mittelbar auf eine Hebung des Verdienstes hinwirken. Ferner enthält er kein Sterbenswörtchen davon, daß wie in England Staat und Kommune in den einschlägigen Lieferungsverträgen erträgliche Arbeitsbedingungen auch bezüglich der Entlohnung festsetzen sollen.

Das Verbot, Werkstättenarbeitern Arbeit zur Fertigstellung mit nach Hause zu geben, fordert die Konfektionsarbeiterschaft. Der Entwurf begnügt sich in der Richtung mit einer weniger als halben Maßregel. An Stelle der gesetzlichen Festlegung soll das Belieben des Bundesraths treten, und die männlichen Arbeiter bleiben von vornherein auch des dürftigsten Schutzes nach der Seite hin beraubt. Die betreffende Bestimmung besagt nämlich, der Bundesrath kann für bestimmte Gewerbe anordnen, daß Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern, welche täglich mehr als 6 Stunden in einem Betriebe beschäftigt sind, keine Arbeit zur Fertigstellung mit nach Hause gegeben werden darf.

Der schwächlichen Haltung der Kommission entsprechend enthält der Entwurf keinerlei Vorschriften bezüglich des für Frauen so gesundheitschädlichen Maschinennähens, bezüglich der Verwendung der höchst ungesunden Kohlenbügeleisen, der sanitären Beschaffenheit der Arbeitsräume, des Schutzes des Publikums gegen ansteckende Krankheiten, die erwiesenermaßen durch in verfeuchten Räumen hergestellte Konfektionsartikel weiter verbreitet werden können. Nicht einmal der Werkstättenarbeit gegenüber schwingt sich die Vorlage zur Bekämpfung der in der angedeuteten Richtung

liegenden Uebel auf, und doch lassen die Erhebungen dieselben scharf genug hervortreten.

Das verhängnisvollste sozialreformlerische Defizit des Entwurfs bildet jedoch das Fehlen jeglicher Bestimmungen zur Regelung der eigentlichen Heimarbeit. Eine bedeutsame Milderung der schreienden Uebel, unter denen die Konfektionsarbeiterschaft leidet, hat eine Voraussetzung: ein weitreichendes, aber engmaschiges Netz von gesetzlichen Vorschriften, die Heimarbeit betreffend. In einer Reihe von ausländischen Staaten, wo die Gesetzgebung weit über die für Deutschland verordneten und beabsichtigten Reformen hinausreicht, hat die Erfahrung klärlieh bestätigt, daß der Kampf gegen das Konfektionsarbeiterelend so gut wie wirkungslos ist, so lange die Heimarbeit für die Gesetzgebung ein Nährmichnichtan bleibt. Trotzdem hat der Entwurf der deutschen Regierung vor der Heimarbeit Halt gemacht. Gewiß muß die Regierung zugeben, daß die Beschaffenheit der Werkräume der Heimarbeiter „zu erheblichen Bedenken“ Veranlassung giebt. Nichtsdestoweniger soll keine gesetzliche Vorschrift auf Einschränkung der vorhandenen greulichen Mißstände hinzuwirken suchen, „weil die Geltendmachung der von gesundheitlichem Standpunkt an die Beschaffenheit der Arbeitsräume zu stellenden Anforderungen einem Verbot der Heimarbeit nahezu gleich käme, gegen welches die ernstesten Bedenken bestehen.“ Wohl wird bestätigt, daß „nicht mit Unrecht über die übermäßige Dauer der Arbeitszeit Beschwerde geführt worden.“ Jedemoch sieht der Entwurf ab von einer Beschränkung der Arbeitszeit der Heimarbeiter und -Arbeiterinnen, theils aus „prinzipiellen Gesichtspunkten“, theils „mit Rücksicht auf die außerordentlichen Schwierigkeiten, die einer wirksamen Kontrolle entgegenstehen.“ Es fiel den neunmalweisen Vätern des Entwurfs nicht ein, darauf hinzuwirken, diese außerordentlichen Schwierigkeiten ein Weniges zu vermindern. Und doch hatten nicht bloß die Konfektionsarbeiter, es hatten sogar die kapitalfürchtigen, profitfrommen Nationalliberalen ein Mittel hierzu genannt: die Schaffung eines besonderen Inspektionsstabes — hauptsächlich aus weiblichen Beamten bestehend — für die Hausindustrie und Heimarbeit.

Als Fortschritt ist es zu begrüßen, daß der Entwurf den Arbeitgeber auch dort zur Leistung von Beiträgen für die Krankenversicherung heranziehen will, wo der Arbeiter nur indirekt, durch Vermittlung des Zwischenmeisters von ihm beschäftigt wird. Aber leider tritt bezüglich der Ausdehnung der Versicherungspflicht gegen Krankheit auf die Hausgewerbetreibenden wieder das Belieben des Bundesraths an Stelle des gesetzlichen Muß. Der Bundesrath kann die betreffenden Vorschriften auf Kategorien der Hausindustrie ausdehnen, er kann aber auch die Ausübung dieser seiner Befugnisse bleiben lassen.

Als kniderigste Abschlagszahlung an die Interessen und Forderungen der Konfektionsarbeiterschaft charakterisiren sich die angeordneten und geplanten gesetzlichen Bestimmungen in ihrer Gesamtheit. Als winziger Fortschritt, erzwungen durch den Kampf der Arbeiterklasse, erzwungen vor allem durch das Ringen der in der Konfektion thätigen Arbeiter und Arbeiterinnen selbst. Und wie viele von den spärlichen Reformvorschlägen der Regierung sich zum Gesetz verdichten werden; daß und inwieweit die schüchternen Ansätze zur Bekämpfung des Konfektionsarbeiterelends sich auswachsen; das hängt ganz wesentlich ab von dem weiteren zähen Streit der beteiligten Arbeiterschichten, von dem ferneren Eintreten des Proletariats für den gesetzlichen Schutz der am härtesten Ausgebeuteten seiner Töchter und Söhne. Die Verhandlungen des Reichstags über den Regierungsentwurf — der einer vierzehngliedrigen Kommission überwiesen wurde — zeigten klärlieh die Geneigtheit aller bürgerlichen Parteien, noch mehr Wasser in den ohnehin schon getauften und schwachen Wein der neuesten Sozialreform zu schütten. Wie Märzschnee vor der Sonne, so ist der Reformwagemuth der bürgerlichen Politiker zerfließen. Am meisten bangt offenbar den Nationalliberalen vor der eigenen bethenerten „Arbeiterfreundlichkeit“ des Vorjahres. „Prinzipiell“ stehen sie noch „unentwegt“ auf dem Boden ihrer Anträge, aber schon erwägen die Redner und die Presbörge der Partei Drehscheibe das „praktische“ Wenn und Aber von Vorschlägen, die nicht einmal an die eigenen Forderungen des vorigen Jahres heranreichen! So bestätigt der Kampf für die Aufrichtung gesetzlicher Schranken gegen das Ueber-

maß kapitalistischer Ausbeutung das Fiasko der Hoffnungen jener wolkenwandelnden Sozialreformer, welche im Zeichen des „Mitleids“ und der Einsicht aller Gutgesinnten und Klarblickenden gegen die schlimmsten Auswüchse des Kapitalismus zu Felde ziehen. So zeichnet der Konfektionsarbeiterschutz einerseits, das geplante Knebelgesetz wider das Vereins- und Versammlungsrecht andererseits ein getreuliches Bild der deutschen Sozialreform in der Ära Stumm.

Kritische Bemerkungen zu Genossin Brauns Vorschlag.

X.

In der Kritik über die Braunschen Vorschläge hat sich nach meiner Auffassung die Gegnerschaft derselben recht sehr veranant. Das scheint seine Ursache darin zu haben, daß man den Vorschlag so, wie er gemacht wurde, hinnahm, ohne das heute schon praktisch Durchführbare von dem zur Zeit noch nicht Erreichbaren zu trennen und demgemäß Abänderungsvorschläge zu machen. Dazu kommen auch noch Mißverständnisse. So spricht Genossin Zettin in Nr. 6 der „Gleichheit“ von einem Programm, welches die Gegner unserer Bestrebungen ruhig ebenfalls hinnehmen könnten. Da Genossin Zettin aber selbst auch sagt, daß es ein Erziehungsprogramm sei, so frage ich: „Ja, welchen Grund haben wir denn, eine gute Methode zu verwerfen, die sich Gegner ebenfalls aneignen könnten, resp. eingeführt haben?“

Ich halte es für überflüssig, nach dieser Seite hin noch mehr auszuführen. Wir benötigen die besten Methoden, ohne auf die Gegner zu blicken. Prinzipielle Bedenken giebt es hier nicht. Nun die praktische Seite. So, wie der Braunsche Vorschlag gemacht ist, unabgeändert, ist er praktisch undurchführbar, und zwar wegen Geld- und Personenmangel. Aber deswegen nun behaupten zu wollen, es sei überflüssig, in der Richtung eine Verbesserung der heutigen Zustände anzustreben, kommt einer Verleumdung der bestehenden Verhältnisse gleich. Seien wir doch offen und ehrlich. Es fehlen uns Streiterinnen, und den uns zur Verfügung stehenden Streiterinnen fehlen Waffen. Deshalb nun, weil wir noch nicht die Möglichkeit sehen, Streiterinnen auszubilden zu können, sollen wir darauf verzichten, den vorhandenen, allerdings wenigen Streiterinnen Waffen zu liefern? Das läme, die Möglichkeit vorausgesetzt, auf eine Schädigung unserer Bewegung durch uns selbst heraus.

Gewalter Tod.

Von Henrik Pontoppidan.

(Fortsetzung und Schluß.)

In einer mondhellten Nacht um 3 Uhr fuhren sie über die eisbedeckte Fjörde und legten die vier Meilen bis Kopenhagen zurück. Der Gedanke, daß von einer ernstlichen Gefahr die Rede sein könnte, war ihnen früher nie gekommen. Wenn sie von solchen Dingen dem Distriktsarzt gegenüber ein leises Wort hatten andeutungsweise fallen lassen, antwortete er immer in seiner gewöhnlichen humorvollen Weise, indem er die Zigarre aus dem Munde nahm und ihnen die Hände auf die Schultern legte:

„Liebe Freunde“, sagte er, „was ist gefährlich? Man kann an einem Nadelstich sterben und mit einem Säbelhieb leben. Also, meine lieben Freunde — guten Morgen!“

Aber als sie nun in dem großen Wartesaal des berühmten Professors standen und den Kreis von Noth und Glend sahen, der hier an den Wänden plaziert war oder mit wackligen Tritten zitternd über den Teppich der Diele schlich, wurden sie von einer plötzlichen Angst befallen.

Die seltsame Stille in dem großen Raum, die bleichen gespannten Gesichter, die Luft, die wie in einem Hospital mit Karbol geschwängert war, — alles erweckte in ihnen mit einemmal Vorstellungen von Tod und Verwesung. Sie hatten sich wie gewöhnlich in einen Winkel zurückgezogen, wo sie stumm bei einander standen und sich die Hände hielten, während ihre Blicke sich jedesmal begegneten, wenn die Thür zur Stube des Professors sich öffnete und ein bleicher Schatten heraus- oder hineinglitt. Aber da endlich ihre eigene Nummer von einem Diener aufgerufen wurde und sie selbst in der Thür standen im Begriff hineinzugehen, packte plötzlich Ane, von jäher Angst erfaßt, Simons Arm, wie um ihn zurückzuhalten.

Den Braunschen Vorschlag will ich also zunächst derart beschränkt wissen, daß zunächst nur die „Lieferung von Waffen“ in Betracht kommt. Sehen wir uns nach dieser Richtung die Braunschen Vorschläge, vor Allem aber die bestehenden Zustände selbst an. Die Frauenbewegung hat einen Wirkungskreis, der den der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften umfaßt. Sie soll politisch und wirtschaftlich aufklärend, revolutionärend wirken. Die Anforderungen, die in Folge dessen an die Streiterinnen gestellt werden, sind überaus hohe. Wer will nun leugnen, daß es, um das Ganze zu übersehen, das heißt alles zu verstehen, sich über das Ganze der Bewegung sowie über einzelne Fragen ein Urtheil zu bilden, einer vollen Arbeitskraft bedarf? Wer alles überschauen will, kann nicht mehr erwerbsthätig sein, ja kaum einem kleinen Haushalt vorstehen! — Wer will auf der anderen Seite bestreiten, daß ein Auszug, sagen wir aus der „Gleichheit“, dem „Vorwärts“, den Gewerkschaftsblättern, der „Neuen Zeit“ etc. zur Information vollkommen genügt? Wer kann denn noch alle die Blätter lesen? Die wenigsten der Streiterinnen doch nur, die im Haushalt oder erwerbsthätigen gar nicht. Dazu kommt als das Wichtigste das Studium derjenigen Fragen, die in der Partei- und Gewerkschaftspresse nicht ausführlich behandelt werden können, wozu es nötig wäre, das „Archiv“, die „Soziale Praxis“, die Berichte der Fabrikinspektoren, die Gewerbegerichts-erkenntnisse, die Entscheidungen des Reichsversicherungsamts etc. zu lesen.

Wer soll das leisten? Eine Streiterin, die noch anderweitig thätig ist?

Das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Wort von der „Lieferung der Waffen“ will ich also dahin verstanden wissen, daß den Streiterinnen alles Wichtige in den angedeuteten Fragen sofort (innerhalb weniger Stunden) zur Verfügung steht. Wer je öffentlich thätig gewesen ist, muß den Nutzen einer solchen Einrichtung anerkennen. Es handelt sich aber um noch Eines dabei. Das nötige Material soll nicht nur gesichtet sein, sondern es muß in gedrängter Kürze das bringen, was die Streiterinnen brauchen. Damit ist nun angedeutet, in welchem Sinne ich die Braunschen Vorschläge umgemodelt wissen will.

Sehen wir nun der Sache näher auf den Grund. Was ist nötig, um den angedeuteten Vorschlag in der Praxis durchzuführen? Es muß eine befoderte Sekretärin angestellt werden. Diese hat die Aufgabe:

1. Die wissenschaftlichen Organe, wie „Soziale Praxis“, „Neue Zeit“, „Archiv“, die hervorragenden Partei- und Gewerkschaftsblätter durchzusehen.

„Bitte sehr — treten Sie näher — und schließen Sie die Thür“ — rief der Professor, ein kleines, geschwindes Männchen mit weißem Haar und weißer Halsbinde, das mitten im Zimmer auf dem Teppich stand und ein kleines chirurgisches Instrument mit seinem Taschenmesser putzte.

„Und Ihnen fehlt?“ fragte er darauf gleich, als die Thür geschlossen war, indem er unter den dunklen buschigen Brauen ihnen einen schnellen forschenden Blick zusandte.

Da Simon unter Aufgebot aller seiner geistigen Kräfte die Ursache ihres Besuches umständlich erklärt und beschrieben hatte, steckte der Professor, der bisher seine Stellung nicht verändert hatte, resolut sein Taschentuch in die hintere Rocktasche und zeigte mit einer Handbewegung auf ein kleines Zimmer im Hintergrund, indem er kurz die Patientin bat, hineinzugehen und sich dort auszulieken.

„Ich werde gleich bei Ihnen sein“, fügte er hinzu und gab dem blanken kleinen Instrument einen letzten Strich mit dem Zeigefinger, ehe er es in ein Etui steckte, das auf dem Tisch stand.

Ane sah fragend auf Simon; sie war blutroth geworden. Aber da dieser nach kurzem Bedenken nickte, ging sie langsam über die Diele und verschwand in der Thür im Hintergrund. Es wurde einen Augenblick ganz still im Zimmer. Der Professor fing an, in einigen unbeschriebenen Formularen zu blättern, hier und da eine Aufzeichnung machend. Aber als er plötzlich kehrt machte und ohne ein Wort zu sagen zu Ane hineinging und die Thür hinter sich schloß, gab es einen wunderlichen Ruck in Simons Körper. Er machte einen halben Schritt vorwärts, griff krampfhaft mit der Hand an eine Stuhllehne und lauschte athemlos. Von der Straße klangen die Schritte der Fußgänger, das Gerassel der Wagen und die schrillen Stimmen der Marktfrauen zu ihm herauf. Aber da drinnen vor ihm war alles still. Nur ab und zu ein gedämpftes Rasseln von Instrumenten. Er fühlte, wie

2. Mit dem Ausschuss der Partei, der Generalkommission der Gewerkschaften, allen Gewerkschaftsvorständen in Verbindung zu treten, besonders von den letzteren die Flugchriften und vorhandenen Statistiken einzufordern.

3. Die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten, die Entscheidungen der Gewerbegerichte und des Reichsversicherungsamtes zu sammeln.

4. Eventuell internationale Verbindungen anzuknüpfen.

5. Das gesammelte Material zu sichten, nach Möglichkeit in kurzen Auszügen bereit zu halten und auf Erfordern den „Streiterinnen“ zur Verfügung zu stellen.

Das ist zweifellos eine sehr schwere Aufgabe, und vor Allem eine umfangreiche Arbeit, denn die Arbeit soll ja nicht für Berlin allein geleistet, es soll die Verbindung mit ganz Deutschland hergestellt werden.

Es wird, das sehe ich wohl ein, die Kraft einer Person nicht ausreichen, es giebt aber eine ganze Reihe Parteigenossinnen in Berlin, die der Sekretärin ihre Dienste für einige Stunden pro Woche und vielleicht mehrmals in der Woche abwechselnd zur Verfügung stellen. Es sind darunter jene Genossinnen zu verstehen, welche nicht selbst auftreten wollen oder können. Da müssten von wichtigen Sachen hektographische Abzüge gemacht werden, um den Streiterinnen gleichzeitig das Material geben zu können u., auch werden selbstverständlich die Streiterinnen mit ihrem Rath in praktisch erprobten Fragen der Sekretärin hilfreich zur Seite stehen.

Selbst aber angenommen, daß die Hilfskräfte nicht so zahlreich zur Verfügung stehen, so kann man aus kleinen Anfängen Besseres entwickeln. Es kann mit dem Wichtigsten begonnen werden, spätere Ausdehnung bleibt vorbehalten. Auch darüber bin ich mir klar, daß im ersten Jahre der Thätigkeit von den Diensten der Sekretärin nicht gar so viel zu verspüren sein wird, sondern daß eine gewisse Strengezeit dazu gehört, die Wirksamkeit zu einer erspriesslichen zu gestalten. Es werden erst die Vorarbeiten, die verschiedenen praktischen Erfahrungen gemacht werden müssen, ehe von einer erfolgreichen Thätigkeit zu sprechen ist.

Nun der Kostenpunkt. Es kann sich wesentlich nur um ein Gehalt, einige Abonnements (Partei- und Gewerkschaftsblätter werden der Sekretärin zweifellos gratis überwiesen) und Porto-, sowie sonstige kleinere Ausgaben handeln. Da nun die überzeugten Genossinnen mit mir gewiß die Ueberzeugung theilen, daß es nur eine große proletarische Bewegung giebt, und keine gesonderte „Frauenbewegung“, so müßte selbstverständlich aus den Mitteln der allgemeinen Bewegung

resp. der Parteikasse die Deckung dieser Ausgaben bestritten werden. Daß der Ausschuss unserer Partei dieser Forderung ganz sich verschließen wird, ist wohl nicht anzunehmen, denn schon im Jahre 1891 wurde die Frage, Anstellung einer Sekretärin, im engeren Kreise von Genossinnen diskutiert, wobei Genosse Auer (gesprächsweise) zu dem Plane seine Zustimmung aussprach. Jetzt ist es an der Zeit, der Frage praktisch näher zu treten.

So vereinfacht also erscheint mir der Braunsche Vorschlag sehr gut durchführbar, und bleibt es offen, aus der Ausführung meines Vorschlages in Jahren das entwickeln zu können, was Genossin Braun vorschlug.

Nach meinem Dafürhalten konnten nur völliges Mißverstehen oder Verkennen des Werthes, der dem Braunschen Vorschlag zu Grunde liegt, die Genossinnen Kähler-Wandsbeck, Jäger-Leipzig und Baader-Berlin dazu veranlassen, so kleinliche Bedenken dagegen zu Felde zu führen.

Martha Rohrlack-Berlin.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. In einer imposanten Versammlung protestirten die Berliner Genossinnen am 25. Mai gegen den Entwurf zum preussischen Vereinsgesetz und formulirten ihre Forderung, das Vereins- und Versammlungsrecht betreffend. Obgleich erst wenige Tage vorher 14 glänzend besuchte Protestversammlungen der Genossen stattgefunden hatten, obgleich am nämlichen Abend eine hochinteressante Versammlung tagte, in welcher die Stellung der studirten Schichten zur Sozialdemokratie erörtert wurde, war doch der weite Saal der Brauerei Lips, Friedrichshain, bis auf den letzten Platz gefüllt. Die mehr als 3000 Versammlungsbesucher waren fast ausschließlich Frauen und Mädchen, der weitaus überwiegenden Mehrzahl nach Proletarierinnen, es wurden in der Versammlung nur etwa 150 Männer gezählt. Die Berliner Genossinnen bewiesen durch ihr zahlreiches Aufgebot, daß sie ihrer Interessen und Pflichten bewußt sind, und daß sie an erster Stelle stehen, wenn es den Kampf für ihr Recht und ihre Befreiung gilt. Genossin Jettin referirte. Aus der Klassenlage der proletarischen Frauen wies sie die Nothwendigkeit des Besizes eines unbefchränkten Vereins- und Versammlungsrechts nach und seine Bedeutung für den gewerkschaftlichen und politischen Kampf. Die reaktionäre Fassung und die noch reaktionärere Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts den Frauen gegenüber in den meisten deutschen Herrgottsvaterländchen und zumal in Preußen,

seine Beine bleischwer wurden. Ein kalter, prickelnder Schweiß trat ihm auf die Stirne. Allmählig begann die Stube mit Gemälden, Büchern, Teppichen und Fenstern um ihn herum zu tanzen und da er zuletzt glaubte, von drinnen einen kleinen, unterdrückten Schrei zu hören, mußte er sich auf einen Stuhl setzen, um nicht zu fallen.

Endlich kam der Professor wieder heraus. Anscheinend ohne von Simon, der sich schnell erhoben hatte, Notiz zu nehmen, ging er hin, um in einem Winkel des Zimmers hinter einem Teppich sich die Hände zu waschen. Aber als er darauf, sich in einem Handtuch abtrocknend, in der Stube auf und ab ging, sandte er ihm dann und wann unter den gesenkten Brauen einen schnellen, forschenden Blick zu, ohne daß dieser es merkte. Simon wagte nicht zu fragen. Er ließ nur wieder und immer wieder die Finger durch das warme Haar gleiten, während sein Blick unruhig und rathlos in der Stube umherschweifte.

Endlich kam Aue.

Und jetzt war jede Erklärung überflüssig. Sie war bleich wie eine Leiche, die Zähne klapperten ihr im Munde und sie wich feinen Augen aus.

Simon that einen wackelnden Schritt vorwärts, mit der Hand in der inneren Brusttasche.

„Wie . . . viel . . .?“ stammelte er.

„Acht Kronen“, antwortete der Professor aus der Tiefe der Fensternische heraus — mit einer Stimme, in der man nur schwer das tiefe Mitleid spürte, das in dem Blick lag, mit dem er sie unverwandt betrachtete, während er äußerlich nur mit seinen Fingernägeln beschäftigt schien. — Simon tastete unbeholfen mit den dicken Fingern seiner zitternden Hand in der Brusttasche und zählte das Geld auf.

„Wenn Sie nur über wenig Mittel verfügen, kostet es nichts“, sagte darauf sehr leise der Doktor.

Aber Simon schüttelte den Kopf, und sie gingen.

Der Professor blieb eine Weile stehen, den Rücken gegen das Fensterkreuz gestützt und fiel auf einige Augenblicke in tiefes Nachdenken.

„Der nächste“, rief er dann und stellte sich wieder mitten auf den Teppich, um zum Empfang bereit zu sein.

Unten auf der Straße stand Polle, der Langbärtige, und wartete mit dem Fuhrwerk, um Aue und Simon nach Hause zu bringen. Sie stiegen schweigend auf ihre Sitze und erst, als sie weit aus der Stadt heraus waren, fand Simon den Muth zum Neben.

„Es steht wohl nicht zum Besten“, fragte er dann, aber ohne sie anzusehen.

„Nein“, flüsterte sie kaum hörbar.

Er gab dem Pferde einen kleinen Schlag.

„Es ist vielleicht ganz schlecht?“

„Ja.“

Obschon er die Antworten erwartet hatte, ging doch bei jeder derselben ein Stich durch seine ganze Seele. Seine Rippen zitterten und er wagte nicht weiter zu forschen. Aber als sie soweit hinaus kamen, daß sie über die Föhre hinweg die grünen Fensterrahmen ihrer Kathe und die Bienenkörbe an der Gartenhecke sehen konnten, brach Aue in Weinen aus. Und als sie ihr Heim erreicht und die fremde Frau, die während ihrer Abwesenheit Eulalia gehütet hatte, ihnen mit dem Kind auf dem Arme entgegentrat, drückte sie dasselbe mit so ungewohnter Heftigkeit an sich, daß Simon jetzt alles verstand.

* * *

Es war der Tod.

Langsam, aber unaufhaltsam würde er kommen und sie ohne Erbarmen in das große Dunkel mit hinübernehmen. — In den ersten Stunden nach ihrer Heimkehr gingen sie umher, ohne einen Gedanken fassen zu können, gleichsam betäubt von dem Schlag.

unterzog sie einer sehr scharfen Kritik. Ebenso den Entwurf zum preussischen Vereinsgesetz, den frechen Vorstoß der preussisch-junkerlichen Reaktion gegen die Grundrechte des Volkes. Die Frauen, so führte sie aus, hätten ein hervorragendes Interesse daran, daß dieser Entwurf nicht Gesetz werde. Denn weit davon entfernt, ihren Interessen Rechnung zu tragen, halte es ihnen gegenüber alles, schreiendes Unrecht fest. Des Weiteren würden die Genossinnen am ersten und am härtesten unter den Tücken des verböseren Gesetzes leiden müssen. Ihre Machtlosigkeit als Frau werde noch mehr als in der Vergangenheit dazu ausgenützt werden, ihre Beteiligung an der für die Proletarierinnen so besonders wichtigen Gewerkschaftsbewegung und am politischen Leben lahmzulegen. Die Sozialdemokratie sei die vornehmste und zuverlässigste Vorkämpferin gegen die Reaktion. Flamender Protest gegen das geplante Attentat, energischer Kampf gegen die Reaktion im preussischen Landtag, das sei ihre Antwort auf den verführten Umsturz von oben. Die Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen scheine deshalb geboten, um den Hort der schlimmsten Rückwärtserei zu zerstören, das gleiche, allgemeine und direkte Wahlrecht zu dem Landtage zu erringen und die Fahne des Proletariats in diesem Bollwerk der Junkerherrschaft aufzupflanzen. An jedem Kampfe der Sozialdemokratie theilzunehmen sei heiligste Pflicht der Proletarierinnen, die ihre politischen Rechte, die ihre volle Befreiung erstreben. In Anschluß an die mit begeisterten Zustimmungslundgebungen aufgenommenen Ausführungen nahm die Versammlung einstimmig eine Resolution an, welche im Wesentlichen der an anderer Stelle veröffentlichten Resolution entspricht. Sie beschloß, diese Resolution dem preussischen Abgeordnetenhaus und der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zuzustellen. Hoffentlich entspricht der Verlauf der Agitation für das freie Vereins- und Versammlungsrecht des weiblichen Geschlechts dem glänzenden Anfange in Berlin.

Der Streik der Wäscherinnen in Neu-Zsenburg hat noch nicht sein Ende erreicht. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Unternehmer sich gegen eine Verständigung bis jetzt sträubten, ist ebenso groß, wie der Muth und die Begeisterung, mit welcher die Kämpfenden die Opfer des Ausstandes tragen. In letzter Zeit scheint indess die Möglichkeit einer Einigung der Parteien nahe zu liegen. Die elende Lage der Wäscherinnen, die Berechtigung ihres Kampfes hat thatsächlich die Frankfurter Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, Abtheilung Rechtsschutz für Frauen, zum Eintreten für die Streikenden veranlaßt. Sie veröffentlichte einen Aufruf „an die Einwohner Frankfurts“, welcher die Situation klar legt und zumal „die schroff ablehnende Haltung der Unternehmer gegenüber beschei-

denen und gerechtfertigten Forderungen“ hervorhebt. „Im Namen der Humanität und Gerechtigkeit“, heißt es in ihm, „richten wir deshalb an alle edel denkenden Bewohner Frankfurts die dringende Bitte, den Wäscherinnen die Erreichung ihrer gerechten Forderungen durch Zuwendung von Geldmitteln zu ermöglichen und ferner ihren Einfluß auf die Wäschereibesitzer zu einem den Arbeiterinnen günstigen Sinne geltend zu machen“. Außer der Expedition der „Kleinen Presse“ erklärten sich zehn bekannte und bürgerlich sehr angesehene Damen zum Empfang von Gaben für die Streikenden bereit; nach wenigen Tagen wurden von der Sammelstelle aus 300 Mk. nach Neu-Zsenburg gesendet. Eine von der Ortsgruppe einberufene öffentliche Versammlung beschloß nach einem Referat von Genossin Fürth, daß eine aus sechs Unternehmern, sechs Arbeiterinnen und dem Bürgermeister Pons von Neu-Zsenburg als Vorsitzenden bestehende Kommission die Angelegenheit untersuchen solle. Nicht zur Abstimmung, aber als „Warnung“ zu mehrmaliger Verlesung kam eine Resolution des Inhalts, daß die Frankfurter Frauen die Streikenden durch materielle Hilfe und nöthigenfalls durch Entziehung der Aufträge gegenüber den Wäschereibesitzern unterstützen wollen. Die eingesezte Kommission hielt im Saale der Bürgermeisterei eine Sitzung ab, in der die Unternehmer das Zugeständniß machten, daß das Gewerbegericht als Einigungsamt angerufen werden solle. Wahrscheinlich tritt dasselbe noch im Laufe dieser Woche zusammen. Wochenlangen Kampfes, wochenlangem Entbehren hat es bedurft, damit die Wäschereibesitzer endlich einem Vorschlag zustimmten, den die Streikenden dem Rathe der Parteigenossen folgend bereits im Anfange des Konflikts gemacht. Diese bloße Thatsache illustriert die prohige und trohige Zähigkeit, mit der die Unternehmer ihr Herrenrecht auf unbeschränkte Ausbeutung verteidigen. Dank der thatkräftigen Hilfe aus proletarischen Kreisen, Dank auch der Unterstützung gerechtfendender bürgerlicher Elemente, wurde den Streikenden das Aushalten bis jetzt möglich. Ein erfolgreicher Ausgang ihres Ringens scheint nun näher gerückt als je. Aber soll den tapferen Frauen nicht noch in letzter Minute die Frucht ihres Aufstehens und Ringens entrisen werden, so ist ihre weitere Unterstützung nöthig, bis der Kampf für beendet erklärt ist. Wir sind überzeugt, daß es nur dieses Hinweises bedarf, um die Genossinnen anzueisern, ihr geradezu glänzend bewiesenes Solidaritätsgefühl weiter zu bethätigen, bis die Nachricht von dem Siege der Streikenden den besten Dank für die bekundete Opferfreudigkeit sagt.

Aber da Eulalia zu Bett gebracht war und alles um sie her ruhig wurde, setzten sie sich zusammen auf die Bank am Tisch, um die Sache ruhig zu besprechen.

Ane erzählte genau und umständlich alles wieder, was der Professor ihr von der wahrscheinlichen Ursache und dem Beginn der Krankheit erzählt hatte. Ueber den weiteren Verlauf und namentlich über die Gefährlichkeit derselben hatte er erst nichts Bestimmtes sagen wollen; aber da sie in ihn drängte und reinen und klaren Bescheid verlangte, hatte er zuletzt zu verstehen gegeben, daß sie jede Hoffnung fahren lassen müsse. Schon nach Verlauf von wenigen Monaten würde ihr Zustand aller Wahrscheinlichkeit nach unhaltbar werden. Er hatte hinzugefügt, daß sie sich dann zur Operation in das Kreiskrankenhaus legen könnte; aber auf ihr Verlangen hatte er dann wiederum erklärt, daß das Resultat seiner Anschauung nach kaum zweifelhaft sein könnte.

Da Ane auf diese Weise ihr Herz vor Simon erleichtert hatte, war es ihr, als würde ihr etwas ruhiger und schon im Laufe von einigen Tagen gewann sie ihre Fassung ganz wieder. Nur ein sonderbarer, fieberhafter Eifer kam über sie, der sie früh und spät im Hause umhertrieb, im Keller und auf dem Boden, obhohn sie sich halb nur noch unter Beschwerden bewegen konnte. Sie sah ein, daß sie sich ernstlich zusammennehmen müsse und nicht die Hände in den Schooß legen dürfe in der kurzen Zeit, die ihr noch übrig blieb.

Es war so vieles auszurichten, so viel Versäumtes einzuholen, wenn sie alles so hinterlassen sollte, wie sie wünschte. Sie gönnte sich zuletzt kaum die nothwendige Ruhe, saß bis tief in die Nacht hinein und besserte an Simons und Eulalias Zeug, stückte ihr Linnen, zählte ihr eigenes Zeug und legte es Stück für Stück in Schubladen und Truhen zurecht, so daß Jeder das Seinige finden konnte, wenn sie nicht mehr bei ihnen sein würde.

Indessen ging es ganz so, wie der Professor vorhergesagt hatte.

Ohne eigentliche Schmerzen zu haben, war es Ane, als läge irgendwo inwendig in ihr ein schwerer Klumpen Blei, der von Tag zu Tag wuchs. Ihr Magen schwoll an wie bei einer schwangeren Frau und die Kniee wurden schwach und wankend.

Aber nie kam eine Klage über ihre Lippen. Als sie erst mit dem Gedanken an den Tod vertraut geworden war, schickte sie sich darein wie in etwas, das sich nun einmal nicht ändern ließ.

Nur an einem Tage in der ersten Frühjahrsmonne, als sie eine Runde durch den Garten riskirte und die sprossenden Knospen und jungen Sprößlinge sah, an deren Pracht sie sich nun nie mehr erfreuen sollte, gingen ihr die großen Augen über, aber sie weinte nicht.

Zuletzt schwanden ihre Kräfte mit reißender Schnelligkeit. Sie troch ganz zusammen wie alte Leute, ihr Angesicht wurde aufgedunsen und die Beine so dick und schwach, daß sie sich nur mit Mühe und Noth an die Wände gestützt vorwärts schleppen konnte.

Aber bis zum letzten Augenblicke ordnete sie alles mit eigener Hand, in der Küche sowohl als in der Stube, ohne fremde Hilfe hereinlassen zu wollen, so lange sie noch im Hause war.

Endlich an einem Abend im Mai, sank sie schwer auf einem Stuhl in der Stube zusammen, drückte die Hand in die Seite und sagte: „Jetzt, Simon . . . jetzt glaube ich, ich muß mich legen.“

Ein wenig später erhob sich Simon von seinem Platz am Tischende und ging hinaus, um alles für die Abreise am nächsten Morgen zu ordnen.

Draußen im Stall drehte der Langbärtige gleichsam verwundert den Kopf nach ihm um. Aber er stolperte auch dreimal über die Forke und vergaß zuletzt den Stallleuchter unter der Decke, als er hinausging. Nur einmal im Laufe der Nacht warf sich Ane in Angst in Simons Arme. Sonst lagen sie Beide ruhig und schweigend und hielten einander nur bei der Hand.

Sie hatten sich über alles ausgesprochen. Sie waren über eine Frau im Dorfe einig geworden, die im Hause ihr Stell-

Das Stillen.

Alle neugeborenen Säugethiere erhalten die erste Nahrung von der Mutter. Nur beim Menschen ist dieses Naturgesetz umgestoßen. Aber nicht etwa weil die Natur dem Menschen als jüngsten und bestgeliebten Sohn etwas Neues an Stelle ihrer ersten Einrichtung geboten hätte, sondern weil der Mensch ohne Sinn und Verstand sich von der Natur abgewendet hat. So ist es dahin gekommen, daß er in Bezug auf die menschlichsten Dinge heute meist tiefer steht als Kuh oder Affe. Nirgend's sieht man das deutlicher, als wenn die Frauen ihre Kinder stillen sollen.

Neulich sagte eine Frau zu mir: „Das Stillen ist nicht mehr modern.“ Sie war keine Modedame, sondern eine einfache und liebevolle Mutter, die alles für ihr Kind that. Sie war nur durch das Gerede Anderer dermaßen an ihrer ersten Mutterpflicht irre geworden, daß sie das Stillen aufgab, obwohl sie sehr wohl im Stande gewesen wäre, ihr Kind zu ernähren.

Leider ist es nur zu wahr, daß das Stillen nicht mehr modern ist, aber der Grund liegt selten im Nichtwollen, sondern meist im Nichtkönnen.

Die wenigsten Frauen können, weil sie keine Zeit haben, oder weil sie hungern, und wie soll man ein Kind ernähren, wenn man selbst nicht ernährt ist. Und diese Noth mit dem „Stillen“, auch unter den wohlstuarnten Frauen, welche häufig aus Unverstand ebenso hungern wie ihre ärmeren Schwestern aus Mangel, hat zu solchen Verbesserungen der künstlichen Ernährung geführt, daß auch Frauen, die stillen könnten, es oft nicht thun, weil sie nun meinen, die Kunst habe die Natur überflügelt, und das Kind gedeihe an der Soghletflasche besser als an der Mutterbrust.

Das ist nicht der Fall. Es ist allerdings möglich, ein Kind mit Thiermilch aufzuziehen, und viele Kinder, welche vom ersten Tage an keine andere Nahrung bekamen, wachsen gesund und kräftig heran, aber dennoch kann die Thiermilch die Frauenmilch niemals vollkommen ersetzen.

Das hat zwei Gründe.

Erstens ist die Milch der verschiedenen Thierarten nicht gleich und für jedes Säugethier ist die Milch der eigenen Art die naturgemäße Nahrung. Aber die Verschiedenheit zwischen Frauen-, Kuh- und Ziegenmilch ist nicht groß und kommt nur bei schwächlichen Kindern in Betracht.

Zweitens aber ist die Milch einer anderen Thierart niemals vollständig rein zu bekommen, weil sie ja nicht direkt aus der Brust in den Mund des Säuglings gelangt, sondern durch Melken und

vertreter sein sollte und Ane hatte ihm gesagt, wo alles zu finden war und wie er sich damit verhalten sollte.

Mitten in der Nacht kehrte sie sich einmal zu ihm und rief ihn flüsternd:

„Simon — schläfst Du?“

„Nein — Ane.“

„Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß Gulalias rothe Strümpfe . . . die neuen, weist Du . . . sie liegen oben auf dem Laken in der Truhe . . . sie dürfen nicht in Sodawasser gewaschen werden — kannst Du das erinnern?“

„Das soll ich wohl, Ane.“

„Ja, dann ist da nichts mehr.“

Früh am Morgen hatte Simon Polle vor den Wagen gespannt, der sie in das Kreisrankenhaus fahren sollte. Die fremde Frau kam und begann gleich mütterlich mit Gulalia zu lieblosen, die in einem Winkel mit dem Finger im Munde stand und offenbar gar nicht wußte, was hier vor sich ging.

Ane saß vollständig angekleidet und in einen dicken Mantel gewickelt auf einem Stuhl mitten in der Stube und ließ den Blick umherirren, um nun von alledem Abschied zu nehmen. Sie war ruhig und gefaßt — bis sie sich von dem Kinde trennen mußte. Da mußte Simon und die fremde Frau sie zuletzt fortführen und in den Wagen hinaufheben.

Aber noch lange, lange konnte sie das Kind hören, wie es nach ihr schrie.

Am dritten Tage darauf kam Simon zurück. Er hatte ein Grabkreuz mit und einen langen, schwarzen Sarg, in dem Ane lag. —

Am Sonntag darauf wurde sie droben auf dem Kirchhofe begraben. Mehrere von den Dorfbewohnern begleiteten sie zur letzten Ruhe und der Pastor sprach warm über die schönen Worte der heiligen Schrift: Die Gnade des Herrn ist über alle Maßen.

Umgießen aus einem Gefäß in das andere mit der Luft in Berührung kommt und verschiedenen Verunreinigungen ausgesetzt ist. **Diese Unreinheit der Kuhmilch ist der praktisch größte und wichtigste Unterschied zwischen ihr und der Muttermilch.**

Mit der Unreinheit der Milch meine ich nicht Beimengungen, welche mit Auge oder Nase zu erkennen sind, sondern die unsichtbaren Pilze, welche sich in jeder Milch einfinden, sobald sie die Brust verlassen hat, und sich unglaublich schnell darin vermehren. Diese Pilze, welche innerhalb der gewöhnlichen Grenzen älteren Kindern und Erwachsenen nichts anhaben, kann der Säugling nicht vertragen. Er wird magen- und darmkrank davon, und vom Magen und Darm aus kann die Erkrankung auch auf andere Körpertheile übergreifen. Weitauß die meisten Kinder, welche in den ersten Lebensmonaten sterben, werden durch weiter nichts als pilzhaltige Milch ums Leben gebracht, und noch mehr, welche die erste Erkrankung überleben, werden durch sie derart geschwächt, daß sie sich nie wieder kräftigen, sondern nach einigen elenden Jahren an einer anderen Krankheit rasch oder nach langem Siechtum zu Grunde gehen.

Nun kann man manches thun, um die Verunreinigung der Milch mit Pilzen zu verhüten, und die Pilze, die schon darin sind, zu vernichten. Aber bis jezt hat man das Ziel, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, nur höchst unvollkommen erreicht. Die Verhütung zumal ist durch unsere heutigen Einrichtungen gänzlich unmöglich gemacht. Man bedenke nur, was nöthig wäre, um wirklich reine Milch zu erhalten. Ruheuter und Hände des Melkers müßten vor jedem Melken sorgfältig gereinigt werden, die Milch müßte für den Transport in peinlich gesäuberte Kannen hineingemolken und in diesen dem Empfänger zugestellt werden. Ebenso sauber müßten die Haushaltungsgefäße für die Milch sein, von der Luft abgeschlossen und kühl aufbewahrt. Und endlich dürfte die Milchwirthschaft nicht weit vom Kreis der Abnehmer entfernt sein, um jeden Zeitverlust zwischen Melken und Genuß zu vermeiden. Vergleicht man damit den wirklichen Vorgang bei der Milchversorgung, so sieht man im Geiste die Pilze wimmeln, die bei jedem Schritt in die Milch hineinpraktiziert werden, von dem schmutzigen Stall, von dem mit Mistkrusten bedeckten Euter, von den Händen der Viehmagd, vom wedelnden Kuhschwanz, von den nur zu oft sehr ungenügend gereinigten Kannen, von dem zweifelhaften Wasser, mit dem die Milch verdünnt wird, vom Küchentrug, von der unsauberen Saugflasche und dem noch unsaubereren Saughütchen. Und selbst wo es nach heutigen Reinlichkeitsbegriffen mit all diesen Gelegenheiten zur Verunreinigung gut bestellt ist, wird offenbar immer noch ein Eindringen von Pilzen in die Milch stattfinden, weil die Vorsichtsmaßregeln eben doch ungenügend sind.

Dazu kommt in der Stadt die Entfernung der Abnehmer von der Milchwirthschaft. Je länger die Pause zwischen Melken und Genuß, je größer die Zahl der sich inzwischen ins Ungeheure vermehrenden Pilze, je unreiner demnach die Milch. Es ist aber keine Seltenheit, daß die Milch stundenweit hergeschafft wird und durch diesen Zeitverlust wesentlich verschlechtert zum Genuß gelangt. Fast ebenso wichtig ist ein kühler Aufbewahrungsort für die Milch, da die Pilzvermehrung in der Wärme viel rascher von Statten geht. In wie vielen Arbeiterwohnungen aber ist ein solcher kühler Ort vorhanden?

Eine pilzfreie Milch ist darum heute nur als seltene Ausnahme zu erhalten, und wir sind darauf angewiesen, die Pilze nachträglich zu vernichten. Auch dies ist äußerst schwer vollständig zu erreichen. Durch Kochen und noch besser durch ein zweistündiges Erhitzen auf 80° R. kann man allerdings eine Milch herstellen, welche für gewöhnlich vom Kind gut vertragen wird, aber auch diese ist immer noch unreiner als die direkt aus der Brust entnommene Frauenmilch. Also selbst bei denkbar bester Milch und sorgfältigster Behandlung bleibt die Thiermilch an Befömmlichkeit für das Kind wesentlich hinter der Frauenmilch zurück; wie viel mehr bei mittelmäßiger oder gar schlechter Milch und nachlässiger Behandlung.

Das Leben der Kinder in den ersten sechs Monaten hängt in erster Linie davon ab, ob sie mit der Flasche oder an der Brust ernährt werden. Bei der letzten Volkszählung hat man in Berlin Untersuchungen über die Sterblichkeit von Kindern unter einem Jahre angestellt. Es zeigte sich Folgendes:

Von 1000 Brustkindern starben 16,
 „ „ „ „ „ Flaschenkindern = 218!

Es handelte sich hauptsächlich um Arbeiterfrauen, deren Milch ebenso wenig wie ihr eigener Gesundheitszustand voraussichtlich prima Qualität war. Aber sie war rein, und die Kinder vertrugen sie, während die unreine Kuhmilch sie vergiftete.

In dem letzten Viertel unseres Jahrhunderts ist die Lehre von der Milch zu einer ganzen Wissenschaft herangewachsen. Die Werke darüber würden eine Bibliothek füllen. Wir kennen die Krankheiten

der Milch, wir wissen wie sie entstehen und was dazu gehört, um gute Milch zu erhalten. Das ist von großer Bedeutung, denn die Milch ist eines unserer wichtigsten Nahrungsmittel und auch für Säuglinge bei Krankheit, Milchmangel oder Tod der Mutter unentbehrlich. Wir wissen auch, daß die Kuhmilch dem Neugeborenen die Muttermilch nicht voll ersetzen kann und daß die Kindersterblichkeit in erster Linie durch das Fehlen von Muttermilch verschuldet wird. Man darf wohl sagen, daß alles praktisch Wichtige über die Milch und die Säuglingsernährung bereits ergründet worden ist, aber was hilft uns eine Erkenntniß, die nicht zur That werden kann?

Und sie kann es nicht, trotz aller Professoren und Philanthropen und Großgrundbesitzer, trotz aller Wissenschaft und gemeinnütziger Bestrebungen. Rathlos steht man vor der elementaren Aufgabe, welche die Natur vor so viel tausend Jahren so schön gelöst hat, die kleinen Kinder zu ernähren. Und der Ausfluß aller Mühen ist nur die im Lichte der Praxis wahrhaft grausige Thatsache: **Unsere Zeit vermag dem Kind weder die Mutterbrust noch eine gesunde Kuhmilch zu geben.**

Habe ich nöthig, das erst noch zu begründen? zu beschreiben, wie es bei der Arbeiterfrau mit dem Stillen bestellt ist? zu erzählen von der mageren, abgehetzten Mutter, die nicht einmal für sich satt zu essen hat oder auswärts schaffen muß, und das Kind überhaupt nicht säugen kann? oder nun gar von der Flaschenernährung in einer Arbeiterfamilie? Nirgends gute Milch zu haben, nirgends ein kühles Eßchen, um sie aufzubewahren, kein richtiges Geschirr, oft keine Wasserleitung, keine Zeit zu der peinlichen Sauberkeit, die allein die Gefahr beschwören kann? Das Alles ist den Leserinnen der „Gleichheit“ nur allzu bekannt.

Unsere Gegner lieben es, uns vorzuwerfen, daß wir die Familie zerstören wollen. Die grauenhafte Zerstörung, die sie und ihre Gesellschaftsordnung in der Familie anrichten, zeigt sich nirgends furchtbarer als bei den neugeborenen Kindern. Das Heiligste, was wir Menschen kennen, das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, haben sie kalt und frech mit Füßen getreten. Man lernt wohl philosophisch und nachsichtig viele Eigenschaften und Handlungsweisen als unvermeidliches Ergebnis des Klassenstandpunktes verstehen und menschlich verzeihen. Aber wo die Kinder in Betracht kommen, hören Philosophie und Nachsicht auf. Die Erwachsenen müssen wohl auch leiden — übergenug —, aber sie begreifen wenigstens warum und wissen sich schließlich zu helfen, so oder so. Aber die kleinen Kinder können sich nicht helfen, sie werden langsam zu Tode gequält, nachdem man sie um die Muttermilch, die Mutterpflege und jede andere kindliche Freude betrogen hat durch Krankheiten, die sie voraussichtlich nie besallen hätten, wenn sie ihre naturgemäße Nahrung, eine reichliche und kräftige Muttermilch, erhalten hätten. In unserem Zeitalter ist viel Schmachvolles geschehen, aber nichts, was einen so glühenden Haß, einen so unerbittlichen Vernichtungskampf entzündet, wie der moderne Kindermord. Und in diesem Kampfe werden die Mütter des Volkes nicht fehlen, dessen mögen unsere Herren Gegner gewiß sein.

Und wenn er ausgekämpft ist und diese unaussprechlich miserable Gesellschaftsordnung zu Grabe getragen, werden wir die Familie, die jetzt auf die Maschinenräder geflochten wird, zum neuen Leben erwecken. Wir werden dem Kind die Mutter zurückgeben, aber nicht mehr die Mutter von heute, müde, hungrig, schwach, unwissend, sondern eine Mutter, die werth ist, die Söhne einer neuen Zeit zu säugen und zu erziehen. Dann erst wird die Frage der Kinderernährung gelöst und die schwerste Schuld unserer Zeit getilgt. Eine Arztin.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Dämon köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermers
Unter der Sonn' als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferfeuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,

Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Slaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?

Und glühstest jung und gut,
Betrogen, Rettungsband
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenräume reisten?

Hier sit' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich! Goethe.

Kleine Nachrichten.

Das freie Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen forderte der Freisinnige Rickert im preussischen Landtage. Gelegentlich der dritten Lesung der schmählichen Vereinsgesetznovelle brachte er einen Antrag ein, den Ausschluß der Frauen von politischen Vereinen aufzuheben. In der Begründung dieser Forderung führte er aus, daß die preussische Gesetzgebung sich durch den Ausschluß der Frauen von politischen Vereinen und deren Versammlungen in Widerspruch zu sich selbst setze. Denn da nach Artikel 21 der Verfassung Wahlvereine den Beschränkungen des § 8 des Vereinsgesetzes nicht unterliegen, so sind die Frauen zur Theilnahme an den Wahlvereinen berechtigt, die doch sicherlich politischen Charakters sind. Des Weiteren betonte Rickert sehr richtig, daß der Ausschluß der Frauen von politischen Vereinen für die Arbeiterinnen zum großen Theil die vom Reiche zugesicherte Koalitionsfreiheit illusorisch mache. Eine Koalitionsfreiheit beim Fortbestehen der betreffenden Bestimmung sei ein Unding. Fürst Bismarck habe die Zukunft Deutschlands ausdrücklich von der Stellung der Frauen zur Politik abhängig gemacht. Wenn die Frauen sich für das Vaterland interessieren sollen, so sei es sehr wenig angebracht, die veralteten und unzeitgemäßen Bestimmungen des Gesetzes bezüglich ihrer weiter bestehen zu lassen. Für den Antrag stimmten nur die Freisinnigen; in holdem Verein mit den Konservativen brachten ihn Nationalliberale und Ultramontane zu Fall. Der Zopf der Herren wurde mit der Redensart gedeckt, die Aufhebung des Verbots des Inverbindungtretens der politischen Vereine dürfe nicht mit anderen Fragen verquittet werden. In der Folge unterblieb das gang und gäbe Philistergeschmuse von „Weiblichkeit“, „Lieblichkeit“, „Naturberuf der Frau“ u. a. m. Nur der evangelisch-soziale Herr Stöcker erklärte sich gegen das freie Vereinsrecht der Frauen, damit diese sich nicht zu „berufsmäßigen Politikerinnen“ entwickeln. Interessant war die Erklärung des Regierungsvertreters, des als Mußwerthdigers der Vereinsgesetznovelle bekannt, wenn auch nicht berührt gewordenen Geheimraths von Philippborn. „Nach dem Reichsrecht“, so sagte er, „dürfen die Frauen an Wahlvereinen nicht theilnehmen, weil sie nicht wahlberechtigt sind. Für die preussischen Wahlvereine liegt die Sache nicht ganz so klar, aber die Regierung hat immer angenommen, daß auch in Preußen Wahlvereine nur aus Wahlberechtigten bestehen dürfen.“ Mit anderen Worten: dort wo der Text des Gesetzes sehr wohl eine freiheitliche Praxis des Vereinsrechts zuläßt, bestimmt das Belieben der Regierung eine reaktionäre Auslegung und Handhabung. Die Regierung „nimmt immer an“ in solchen Fällen, und zwar das, was ihr in den Kram paßt. Es wirkt recht klärend, diese alte politische Kinderweisheit wieder einmal aus offiziellem Munde und an offizieller Stätte bestätigt zu hören. Der Dreiklassenwahl-Landtag denkt natürlich nicht daran, eine prinzipielle Entscheidung darüber herbeizuführen, was maßgebend sein soll: der Gesetzestext oder die Annahme der Regierung. Der Männermuth treibt ihn umsoweniger, als es sich ja „nur“ um Frauen und ihr Recht handelt! Was die übrigen Ausführungen des Herrn Geheimberraths anbelangt, so hatte er wirklich nicht nöthig, sich den Kopf der Frauen darüber zu zerbrechen, daß es „ihr Ideal doch wohl nicht sei, sich mit Politik zu beschäftigen.“ Sein Gerede war auch so schon langweilig und leicht genug. Die proletarischen Frauen gehen über derartigen Bimbam und derartige Entscheidungen zur Tagesordnung über: dem Kampfe für das freie Vereins- und Versammlungsrecht für Alle, ohne Unterschied des Geschlechts.

Wie geistige Lohnsklavinnen bezahlt werden, das erhellte klärlieh aus der folgenden Annonce, die im „Häuslichen Rathgeber“ (Nr. 7) enthalten ist. Sie lautet: „Fräulein mit schöner Handschrift, die im Stande ist, selbständig zu korrespondiren, für ein größeres Bureau gesucht. Anfangsgehalt M. 45 pro Monat. Selbstgeschriebene Offerten sub Schöneberg 25 a. d. Expedition des „Häusl. Rathgeber“, Berlin W. 30, Elscholzstr. 19.“ Kommentar überflüssig.

Die ersten weiblichen Hörer wohnen in diesem Halbjahr den Vorlesungen der Universitäten Königsberg und Erlangen bei. In Königsberg besuchen acht Damen die Vorlesungen über Reformationsgeschichte; in Erlangen nehmen zwei Volksschullehrerinnen und eine Sprachlehrerin an den Übungen im Seminar für romanisch-englische Sprachen theil.

Gegen die gleichberechtigte Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium in Preußen erklärte sich die Unterrichts-Kommission des preussischen Abgeordnetenhauses, indem sie über eine diesbezügliche Petition des Berliner Frauenvereins zur Tagesordnung überging.

Frauen als Schildermalerinnen sind in Berlin in letzter Zeit thätig. Gleich ihren männlichen Kollegen tragen die Malerinnen graue Leinwandmittel zum Schutze gegen Farbtropfen, der Kopf ist mit einer Art Kapuze bedeckt. Sehr beachtenswerth ist die Gewandtheit und Sicherheit, mit der die jungen Handwerkerinnen sich auf den Leitern und Gerüstbrettern bewegen. Die meisten von ihnen sollen sich während ihrer Lehrzeit auch fleißig im Turnen geübt haben, um allen Anforderungen ihres Berufes gewachsen zu sein. Nach den übereinstimmenden Urtheilen von Fachleuten verdient die Fähigkeit und Zuverlässigkeit der Malerinnen volle Anerkennung. Es wird ihnen besonders gewissenhaftes und sauberes Arbeiten und wie den seit Kurzem in der Stuben- und Dekorationsmalerei beschäftigten Frauen ein lebhaft entwickelter Schönheitsfimmel nachgerühmt.

Die Frauenrechts-Liga in Paris, ein radikaler und sehr thätiger Verein, hat an sämtliche Syndikate (Gewerkschaften) Frankreichs Fragebogen folgenden Inhalts vertheilt lassen: 1. Sind Frauen in Ihrer Industrie beschäftigt? 2. Sind sie Mitglied Ihres Syndikats? 3. Falls sie es sind, können Sie uns mittheilen, ob die Mitgliedschaft der Frauen Ihnen vortheilhaft erscheint oder nicht? 4. Falls Frauen Ihrem Syndikat nicht beitreten können, welches sind Ihre Gründe für ihren Ausschluß? Die Antworten, die zum Theil in befriedigender Ausführlichkeit schon eingelaufen sind, sollen bearbeitet und veröffentlicht werden.

Sechshundert weibliche Aerzte praktizieren in Rußland; viele von ihnen sind in großen Fabriken, an denen hauptsächlich Frauen beschäftigt sind, angestellt, wo ihre Wirksamkeit eine besonders segensreiche ist. Und wir Deutschen pflegen unseren östlichen Nachbarn achselzuckend als „Barbaren“ anzusehen!

Eine Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes fordert der „Bund der Frauengenossenschaften“ in England auf Grund einer stattgefundenen Enquete. Er verlangt einen Maximalarbeitsstag, wie er für die Textilarbeiterinnen besteht, für die in den übrigen Gewerben beschäftigten Frauen und Mädchen. Ferner eine Beschränkung der Ueberstunden mit dem Ziel absoluten Verbots derselben. Schließlich eine Vermehrung der weiblichen Fabrikinspektoren und Ausdehnung der Arbeitsschutzgesetzgebung auf die Heimarbeit.

Das passive Wahlrecht für das „House of Keys“ besitzen die steuerzahlenden Frauen auf der Insel Man seit dem Jahre 1881. Die an der Nordwestküste Schottlands gelegene Insel hat 54000 Einwohner keltischer Abstammung, die ihre eigene Verfassung und Verwaltung bisher festgehalten haben. Die Insel Man steht unter englischer Oberhoheit, welche ein Gouverneur repräsentirt.

Ein Reformgesetz, das passive Wahlrecht der Frauen betreffend, soll dem Parlament von Neu-Seeland vorgelegt werden. Bekanntlich besitzen die Frauen in Neu-Seeland bereits das aktive Wahlrecht.

Eine starke Bewegung zu Gunsten der Selbständigkeit der englischen Kolonien Australiens tritt in den Vordergrund des inneren politischen Lebens dieser Länder. Ihre Führer sehen als Ziel die Gründung der „Vereinigten Staaten von Australien“ vor sich. Da die Frauenbewegung dort eine sehr vorgeschrittene ist — in Südaustralien hat das weibliche Geschlecht z. B. dieselben politischen Rechte wie das männliche — so wird jetzt schon eifrig agitiert, daß der künftige Staatenbund von vorn herein die Frauen als gleichberechtigte Bürger anseht.

Die Gegner des Frauenstimmrechts versuchen, dieses auf alle Weise lächerlich zu machen. So haben kürzlich einige amerikanische Blätter die Nachricht gebracht, und deutsche haben sich beeilt, sie kritiklos zu kolportiren, daß in Colorado, wo die Frauen die volle politische Gleichberechtigung besitzen und drei weibliche Abgeordnete dem Parlament angehören, ein Gesetzentwurf angenommen worden sei, wonach die Frauen zum Militärdienst herangezogen werden sollten. Das uns vorliegende neue Militärgesetz von Colorado lautet dagegen: „Jeder gesunde männliche Bürger im Alter zwischen 18 und 45 Jahren, ist der Militärpflicht unterworfen.“ Der

Gouverneur von Colorado, Adams, schreibt dazu: „Dieses Gesetz ist angenommen und von mir unterzeichnet worden. Im Entwurf fehlt das Wort ‚männlich‘, es wurde aber sofort, noch vor der Annahme im Parlament, eingefügt.“ Dieser erste, gar nicht diskutirte Entwurf ist also die Basis all des weitverbreiteten Unsinns.

Die Riesenwäscherei von Pullman-City (Nordamerika), der bekannten Schöpfung des berühmten und berüchtigten Waggonfabrikanten, bildet ein Seitenstück zu der kürzlich an dieser Stelle geschilderten Londoner Riesenwäscherei. In der Waschanstalt von Pullman-City wird sämtliche Wäsche gewaschen, die in den Schlaf- und Luxuswaggon der Pullman-Kompagnie im Gebrauch ist. Die Menge derselben ist beträchtlich, denn in den Pullman-Waggonen werden täglich Betttücher und Kissenüberzüge gewechselt, und dies auch für die Reisenden, die mehrere Nächte hindurch fahren. Die Wäscherei ist in einem Gebäude installiert, das 45 Meter lang und 27 Meter breit ist, Dampfheizung und elektrische Beleuchtung hat. Das nöthige Wasser wird direkt aus dem Michigansee in den Betrieb geleitet. Das Waschen, Spülen, Trocknen, Stärken, Plätten geschieht auf mechanischem Wege. Mittels Riesenmaschinen wird die Wäsche in heißem Seifenwasser gewaschen, darauf mehrmals mit heißem und kaltem Wasser gespült und gebläut. Die betreffenden Einrichtungen beanspruchen im Ganzen eine halbe Stunde Zeit. Jede Waschfrau kann in einer Stunde 400 Betttücher waschen, pro Tag werden in der Anstalt 45—48000 Betttücher, Ueberzüge und Handtücher gewaschen. Die gespülte Wäsche wird durch eine Reihe von acht Zylindern hindurchgezogen, welche das Wasser ausdrücken und die Stücke in vollständig getrocknetem Zustande zurückgeben. Das Plätten der Bettwäsche geschieht mittels großer Zylinder, die mit Dampf geheizt werden. Die fertige Wäsche wird von Pullman-City aus nach Chicago in großen Körben gesendet, von denen jeder 200 Betttücher oder 1000 Handtücher oder 1000 Kissenüberzüge enthält. In der Dampfplätterei sind 70 Frauen und 20 Maschinenmeister beschäftigt. Im zweiten Stockwerk des Gebäudes werden die Hemden und Leinenanzüge gestärkt, welche das Dienstpersonal der Pullman-Waggonen trägt. Jede der hier aufgestellten 5 Stärkemaschinen kann in einer Stunde 75 Hemden und 1000 kleinere Wäschestücke stärken. Die technische Entwicklung nimmt der Hausfrau, dem Einzelhaushalt eine wirtschaftliche Aufgabe nach der anderen ab, macht sie mit Ersparniß von Zeit, Kraft und Kosten zur Sache der Großindustrie und schafft damit Vorbedingungen für die Befreiung des weiblichen Geschlechts.

Ruhtung.

Für die streikenden Wäscherinnen in Neu-Isenburg liefen bei der Unterzeichneten bis jetzt ein: 709 M. 10 Pf., darunter von den Genossinnen in Erfurt 16 M.; gesammelt beim Gewerkschaftsfest zu Koburg durch Genosse Rampelt 17 M. 10 Pf.; von den Genossinnen und Genossen in Gera 15 M.; von den Genossinnen in Chemnitz 20 M.; von den Genossinnen und Genossen in Köln 40 M.

Frau M. Wengels, Vertrauensperson.

Der Redaktion der „Gleichheit“ gingen zu: Herr Bosh 2 M.; zwei sozialdemokratische Kunstmalere 2 M.; Arbeiterinnenverein Dresden durch Genossin Schmidt 2. und 3. Rate zusammen 100 M.; vom Gewerkschaftskartell Altenburg durch Genosse Mehschle 50 M.; K. K. 1 M.; L. K. 2 M. 50 Pf.; von den Stöttericher Genossinnen durch Genossin Böllnig 3 M. Summa 160 M. 50 Pf. Zusammen mit den in Nr. 10 und Nr. 11 quittirten 270 M. = 430 M. 50 Pf.

Die Beträge sind dem Vorsitzenden der Lohnkommission der streikenden Wäscherinnen übermittelt worden. Weitere Gaben werden von Genossin Wengels und der Redaktion der „Gleichheit“ entgegengenommen.

Die Redaktion der „Gleichheit“.

Zur Beachtung.

Seitens der Unterzeichneten gelangen Listen zur Sammlung von Geldern für die Agitation unter den proletarischen Frauen zur Ausgabe. Die Genossinnen allerorten werden dringend ersucht, sich solche Listen kommen zu lassen und fleißig für Anbringung von Mitteln zu wirken.

Frau M. Wengels

Vertrauensperson.

Berlin O, Fruchtstraße 30, Quergeb. 2 Tr.